Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 29 (1949-1950)
Heft: 2

Buchbesprechung: Bücher-Rundschau
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

✦ Bücher-Rundschau ✦

Redaktion: Dr. F. Rieter

Valéry über Goethe

Es ist kein Zufall, daß man dieses Jahr weit häufiger die Forderung hörte, Goethe sei mit Maß zu feiern, als dies noch 1932 der Fall war. Die Flut von Jubiläumsschriften zum hundertsten Todestag des Dichters hat eher das Gegenteil von dem bewirkt, was gemeint war. Heute aber haben die Warner doppelt recht: die Welt braucht Goethe, also soll man ihn den Leuten nicht verleiden. Auch ein zweihundertster Geburtstag ist kein Grund, daß jeder um jeden Preis seine Meinung über Goethe äußern müßte.

Zu den Veröffentlichungen, die dies nicht betrifft, gehört ein schmales Heftchen, das 1947 in erster, und soeben in zweiter Auflage erschienen ist, jedoch erst heute aus Deutschland in die Schweiz gelangt. Es handelt sich um die *Rede zu Ehren Goethes*, die *Paul Valéry* 1932 in der Sorbonne hielt, und die zum ersten Mal deutsch vorliegt [1]). Vor 17 Jahren für einen andern Anlaß verfaßt — was sollen wir damit anfangen? Aber was haben die Jahre, was hat der Anlaß hier zu sagen! Diese Gedanken sind von zeitloser Frische. Wer Goethe kennt, oder wer ihn nur vom Hörensagen kennt — und das tun wohl die meisten — wird den gleichen Genuß daran haben, wie ihn vermutlich auch Goethe selbst gehabt hätte. Dabei hat Valéry Goethe nie in der Ursprache, und wie er selber zugab auch sonst kaum gelesen. Aber freilich — Valéry ist nicht irgendeiner! Er hatte trotzdem Entscheidendes über das Phänomen Goethe zu sagen.

Man mag es bedauern, daß der Verleger *Karl Rauch* nicht den umfangreicheren, noch gewichtigeren Text von 1933 gewählt hat. War er ihm nicht bekannt? Wahrscheinlich nicht, wenn man sich erinnert, was mit diesem Unglücksjahr begann. Aber es ist schon verdienstvoll genug, daß er diese von *Fritz Usinger* besorgte, jedoch vom Dritten Reich verbotene Übertragung aus der Katastrophe gerettet hat, und heute als *Beitrag «zum wiederbeginnenden Geistesgespräch des um Erneuerung ringenden Deutschlands mit der Welt»* vorlegt. Man könnte ein solches Beginnen nicht würdiger einleiten.

Wie sieht nun Valéry Goethe? Instinktsicher, mit dem Blick des Ebenbürtigen. So hat er Leonardo gesehen, und es ist kein Zufall, daß die Huldigung, die er auch dem späteren großen Magier und Beherrscher des geistigen Reiches dargebracht hat, in dieser intuitiven Weise geschieht. Es ist ein gleichsam transzendentales Erfassen. «Man sagt «Goethe» wie man «Orpheus» sagt». Welch herrliches Wort. Aber wer durfte es aussprechen? Erst in diesem Munde erhält es sein volles Gewicht.

Es ist klar, daß Valéry in Goethe keinen Augenblick den «Olympier» sah, den ein seichter Idealismus aus ihm machen möchte. Nicht das sind die Großen, die in erhabener Ferne thronen und anders sind als die andern, sondern die, die das wahrhaft Menschliche, das, was alle angeht, das Allgemeingültige auf besondere Art verkörpern. Das ist es, was Valéry an Goethe auffällt und anzieht. «Ich fühle, daß wir die großen Männer, die uns beherrschen, als Wesen betrachten können, die vertrauter als wir selbst mit dem sind, was wir an Tiefstem in uns haben». Bei ihnen finden wir wenigstens die Möglichkeit einer Antwort auf die großen Fragen und Rätsel, die uns umgeben, die Andeutung eines Weges aus dem Wirrwarr des Daseins. Aber wir finden diese nicht in guten Lehren, es beginnt vielmehr bei uns selbst. Die Großen helfen, uns selber besser zu begreifen. «Vielleicht können wir nichts Vernünftigeres tun — meint Valéry — um uns ihrer Erkenntnis anzunähern,

---

[1]) Verlag Rauch, Boppard a. Rhein 1948.

als in uns selbst hinabzusteigen und dort das zu beobachten, was uns in der Ordnung der erhabensten Wünsche am meisten lockt».

Was ihn ferner bei Goethe bewegt, ist dieses sehr lange Leben. «Dieser Mann der Entwicklung, dieser Theoretiker der langsamen Geschehnisse und des allmählichen Wachstums hat die ganze Länge der Zeit gelebt, die nötig war, um ... sich als immer noch umfassender kennen zu lernen». «Goethe, Poet und Protheus, lebt eine Menge von Leben mit Hilfe eines einzigen». Dieser Gedanke wird in seiner ganzen Tiefe durchleuchtet, um damit auch dem vielumstrittenen Verhältnis Goethes zu den Frauen eine großartige Deutung zu geben. «Was ist schon Don Juan, ein armer Geist, der nichts hinter sich läßt, an Wert gegenüber diesem Genie, das in einem viel tieferen Sinne der Lust anhängt und dennoch vollendet frei ist, welches nur zu verführen und im Stich zu lassen scheint, um aus den verschiedenen Erfahrungen der Zärtlichkeit jene einzige Essenz zu gewinnen, die den Geist berauscht». Und weiter: «Goethe braucht aber für sich alles. Alles, und darüber hin noch dies, daß er gerettet wird. Denn Faust muß gerettet werden. Die allein werden nicht gerettet und können auch nicht gerettet werden, die nichts zu verlieren haben und die darum nicht einmal verloren sein können».

Daß Valéry seine Huldigung Goethes in jener Stunde kulminieren läßt, da der größte Deutsche dem gewaltigsten Franzosen begegnete, ist so folgerichtig wie die Betrachtung, die er an das seltsame Spiel von Verwandtschaft und Gegensatz dieser beiden Dämonien knüpft. Sie gipfelt ihrerseits in der Vision eines «dritten Faust», hier noch in andeutender Form, ausführlicher schon im Text von 1933, den ein Zwiegespräch mit dem Schatten Goethes über Nachwelt und Nachruhm beendet: «Quel monologue pour un troisième Faust, — en attendant les autres Faust, en attendant le Faust que l'on écrira peut-être à la fin des temps, le dernier livre possible!» Jahre später hat sich aus diesen Betrachtungen die Gestalt von «Mon Faust» entwickelt, die das letzte dichterische Vermächtnis Valérys wurde. Spät erst, aber dann bis zum Ende, hat die Sphäre Goethes diesen Lateiner beschäftigt. In einer undeutschen Weise, gewiß. Aber was heißt hier deutsch! Er hat sie auf seine Art ergriffen, persönlich, schöpferisch. Er hat den Deutschen gesehen, wie das Genie das Genie sieht. Und einen großartigen Begriff davon vermittelt die «Rede zu Ehren Goethes».

Martin Bodmer

Stimmen aus Alt- und Neu-Österreich

Da liegt endlich das historische Standard-Werk über die *österreichische Revolution von 1848/49* vor, das Mit- und Nachwelt aus Anlaß der Hundertjahrfeier von den österreichischen Historiographen füglich erwarten durften [1]).

Genug Schwierigkeiten standen der zeitgerechten Erfüllung dieser Erwartung entgegen; der Verfasser zählt sie im Vorwort auf: Verlagerung von Archiven, Sperre von Bibliotheken, Reise- und Korrespondenz-Schwierigkeiten, welche die Forschungsarbeit in der ersten Nachkriegszeit verzögerten und komplizierten — er verschweigt in soldatischer Bescheidenheit Hunger und Kälte, welche den persönlichen Kraftaufwand der historischen Arbeit belasteten. Sie konnte ernstlich erst nach der Befreiung Wiens im Mai 1945 in Angriff genommen und, in Anbetracht des ungeheueren Stoffes sowie des Handikaps der Zeiten und Umstände, nimmermehr von einem einzelnen Forscher rechtzeitig, d. i. bis zum Jubiläumsjahre fertiggestellt werden. *Kiszling* rief daher vier bewährte Kameraden zu Hilfe: *Diakow, Ehnl, Hubka* und *Steinitz*. Diesen fünf ehemaligen k. k. Offizieren aus dem Bereiche des Kriegs- und Staats-Archives in Wien, deren Namen im Inhaltsverzeichnis bescheidentlich in Klammer neben den jeweiligen, von jedem von ihnen beigesteuerten Kapiteln erwähnt sind, verdanken wir nun dieses Werk, das die Amerikaner als *Team-work* bezeichnen würden, und das offensichtlich eine *historische Gemeinschaftsarbeit* im besten Sinne des Wortes darstellt.

---

[1]) Rudolf Kiszling: Die Revolution im Kaisertum Österreich 1848—1849. Mit Beiträgen von J. Diakow, M. Ehnl, G. Hubka und E. Steinitz. Zwei Bände. Universum-Verlagsges. m. b. H., Wien 1948.

«Die Autoren dieses Werkes entstammen dem Offizierskorps des dahingeschiedenen Habsburgerstaates», so stellt Kiszling seine Equipe alter Herren vor, «die noch aus persönlichem Erleben die weiten Landschaften der österreichisch-ungarischen Monarchie, die Schauplätze ihrer Geschichte und die Mentalität ihrer Bewohner kennen». So kann er von dem Gesamtwerk im Vorwort rühmen, daß «noch einmal die Stimme des alten Reiches selbst vernehmbar und so kommenden Generationen überliefert wird».

In der Tat ist es höchst erfreulich und begrüßenswert, daß inmitten einer Kakophonie dilettantischer und zum Teil parteiischer 1848er Gelegenheits-Literatur von 1948 nun doch auch authentische Stimmen des Hauptinteressenten, «des alten Reiches selbst», vernommen werden. Zu viel Unberufene fühlten sich berufen, in diesem Jubiläumsjahr die 1848er Ereignisse ins Blendlicht heutiger politischer Auffassungen und Konstellationen zu stellen und das durch die Vielfalt seines Gedankeninhaltes so leicht ausschrotbare Revolutionsjahr für nationale Ziele und Zwecke, für soziale Ideen und Ideale, mit einem Wort für politische Belange der Jetztzeit auszuschroten. Darüber wäre die Stimme Österreichs fast überhört worden. Nun wird sie von den Berufensten der Berufenen zu Gehör gebracht: von alten Offizieren der altehrwürdigen kaiserlichen Armee, in deren Lager immerdar Österreich war, von Wallenstein und Tilly, über Eugen von Savoyen, Carl von Lothringen, Daun, Laudon, Schwarzenberg bis zu Windischgraetz und Vater Radetzky.

Jeder Vorteil hat seinen Nachteil: Daß diese Geschichte der Revolution von 1848—1849 von Offizieren geschrieben ist, hat zur zwangsläufigen Folge, daß die kriegsgeschichtliche Darstellung der militärischen Vorgänge, vor allem im 2. Bande, weitaus im Vordergrunde steht, während die staatsgeschichtliche Behandlung der politischen Vorgänge mehr als Behelf zum Verständnis ersterer denn als dominierender Selbstzweck auftritt.

Dennoch kann man nicht sagen, daß die Revolution in diesem Werke lediglich durch die Offiziersbrille gesehen sei. Im Gegenteil: Die fünf Autoren sind Söhne des XX. Jahrhunderts, historisch gebildet und objektiv genug, um in den zahlreichen Strebungen der Jahre 1848—1849, die ja allesamt in späteren Zeiten, zum Teil erst in unseren Tagen zu ihrem jeweiligen Ziel geführt haben und selbstverständliche Alltagswirklichkeiten geworden sind, nicht lediglich revolutionäre Insurgenten-Aktionen zu sehen, die von den Gewalten der damaligen Ordnung niederzukämpfen waren. Vielmehr kommen die liberalen, demokratischen, nationalen und sozialen Aspekte in der Gesamtdarstellung durchaus nicht zu kurz, sondern werden von den Verfassern ebenso gewissenhaft und objektiv vorgeführt wie die militärischen.

Zu Franz Josephs Lebzeiten war das Jahr 1848 «Taboo», unter unerbittlicher Archivsperre. Der Geschichts-Schulunterricht mehrerer Generationen des alten Österreich huschte darüber nur mit gedämpften Streiflichtern hinweg. Nach dem Zusammenbruch der Monarchie aber hatte man andere Sorgen, und hat sie noch. Es hat des Zentenar-Anlasses bedurft, damit — zwischen braun und rot — diese schwarzgelbe Historiographie der österreichischen Revolution zustandekomme.

Wie sie lesen, ohne in der erdrückenden Fülle der Vorgänge und ihrer, in den militärgeschichtlichen Teilen mit allzu liebevoller Akribie belasteten Darstellung zu ertrinken, oder, was ärger und nicht jedes Lesers Sache und Ambition ist, zum 1848er Spezialisten zu werden?

Wie kann vor allem der Schweizer Leser dieses Nachbarnwerk am besten verkraften? Indem er es stückweise liest: Zuerst die von Ehnl geschriebenen verschiedenen Abschnitte der Wiener Revolution; dann etwa Kiszlings Darstellungen der Frankfurter Ereignisse; dann die zwei Revolutionskriege in Italien, 1848 (Diakow) und 1849 (Ehnl); dann die Kapitel Hubkas über die kroatischen Vorgänge, und endlich, als ein großes Ganzes: die ungarische Revolution und ihre langwierige Niederringung mit russischer Schützenhilfe, erst von Steinitz, dann von Kiszling gründlich und meisterhaft dargestellt. So durch den Leser selbst geordnet, wird der von den Autoren in chronologischen Sequenzen aneinandergeschachtelte Riesenstoff leichter überblickt und klarer resorbiert.

Wie viele neue Facetten zeigen sich da, wie viel zuvor nicht gesehene vistas tun sich auf, wie viel Unbekanntes oder Vergessenes wird da aufgezeigt!

Wer weiß zum Beispiel, daß, lange bevor der österreichische Kaiser den Zaren

(im April 1849) um jene Schützenhilfe gebeten hat, bedeutende russische Kräfte aus rein russischer Initiative und im rein russischen Interesse die südöstlichen Reichsgrenzen bereits überschritten hatten, um in Siebenbürgen den österreichischen Landesgouverneur F. M. L. Baron Puchner, im Existenzkampfe gegen den Ungarn-General Bem zu unterstützen — von letzterem aber, mitsamt Puchner geschlagen und in die türkische Walachei hinausgeworfen zu werden. —

Wer weiß, daß die russischen Generale dieser siebenbürgischen Invasionsarmee Lüders und Engelhart hießen —, daß von den 20 Divisions- und Korpskommandanten der späteren Interventionsarmee Paskiewitchs 12 deutsche Namen trugen (darunter ein Rennenkampf); daß der Pole Graf Dembinski Oberkommandant des ungarischen Revolutionsheeres, der Pole Chrzanowski Generalstabschef der piemontesischen Armee Karl Alberts, der Pole Bem jener Messenhausers in Wien und später der Heros von Siebenbürgen, ja in den letzten Stunden des ungarischen Dramas gleichfalls Oberkommandant der Magyaren war. —

Wem ist es geläufig, daß Görgey (ein Deutsch-Ungar aus der Zips) dem Zaren in letzter Stunde die heilige Stephanskrone anbieten ließ, und dann, über desselben Zaren allmächtige Fürbitte vom Kaiser von Österreich amnestiert und schließlich 98 Jahre alt wurde, während 14 seiner Generale und Obersten am 6. Oktober 1849 gehenkt oder füsiliert worden sind? —, daß Kossuth, bevor er mit fünf anderen Generalen und drei Ministern in die Türkei floh, die ungarische Krone bei Orsova vergrub, wobei das Kreuz verbogen wurde, das dann, nach der Wiederauffindung in den 50er Jahren, niemand mehr gerade zu richten wagte (hoffentlich wagt es auch heute kein Amerikaner in München!) —

Solche und ähnliche Funde und Feststellungen kann man in dem von Originalquellenmaterial (vor allem aus dem Wiener Kriegsarchiv) strotzenden Werke auf Schritt und Tritt machen, so z. B. daß Pillerstorff als Erster das Wort «Anschluß» offiziell aussprach, am 21. April 1848: «Von dem Wunsche des innigen Anschlusses an Deutschland durchdrungen», begann der österreichische Ministerpräsident seine Rede, allerdings nur, um im Nachsatze festzunageln, daß, wenn damit ein Verzicht auf Österreichs Selbständigkeit gemeint sei, «dieses dem geplanten deutschen Bundesstaat beizutreten nicht in der Lage wäre».

Viel aufschlußreiches Material findet man auch über die großen Persönlichkeiten der Epoche, über den verstörten, verschreckten unfähigen Kaiser Ferdinand, der zweimal aus Wien floh und gewiß beidemale vor dem Schicksal Ludwigs XVI. gezittert haben mag — und über seinen temperamentvollen, draufgängerischen Gegenspieler Kossuth, der sich mit seinen Feldherren nicht vertrug, vor allem mit Görgey nicht.

Auch die psychologische Kette ist interessant, die zwischen der anläßlich der Prager Emeuten erfolgten Tötung der Gattin Windischgraetz', die Felix Schwarzenbergs Schwester war, und der unerbittlichen Niederringung der ganzen Revolution, der die beiden zu tiefst verletzten Fürsten ihr ferneres Leben weihten, unsichtbar besteht.

Neben solch psychologisch interessanten Geschichtszusammenhängen wird der Schweizer Leser aber auch mancherlei bemerkenswerte Helvetica in dem historischen Standardwerke des Nachbarstaates finden.

Zunächst Vielerlei, nicht durchaus Unbekanntes über die Zusammenhänge des Tessin mit den Vorgängen in der Lombardei während der beiden Revolutionskriege 1848 und 1849.

Darüber hinaus aber wird man in der Schweiz vielleicht gerne das in Ehnls Rückschau über diese beiden, ans Wunderbare grenzenden Kriegsleistungen der Österreicher in Norditalien unter dem 83jährigen Heldengreis Radetzky ausgesprochene Gesamturteil vermerken: es liege hier ein Schulbeispiel dafür vor, «was eine wohlgeschulte, im Frieden für den Krieg systematisch ausgebildete, innerlich gefestigte und disziplinierte, von soldatischem Geist erfüllte, von einem überragenden obersten Führer und von geschickten, anpassungsfähigen, umsichtigen und dabei doch schneidigen Unterführern befehligte Armee» auch gegenüber zahlenmäßig überlegenem Machtaufgebot zu leisten vermag.

Schweizer Militärwissenschafter mögen sich auch mit Fachinteresse über den Krieg in Siebenbürgen, dem Karpathen-umrahmten, durch zahlreiche Flußläufe durchschnittenen östlichen Berg- und Plateaulande beugen, in welchem der numerisch

schwache Bem unter Verachtung der orthodoxen Strategie jener Zeiten wahre Wunder der «inneren Linie» und der «Blitz»-Taktik vollbrachte.

Schweizer Patrioten werden mit Stolz den authentischen Bericht über die bewundernswerte Soldatenfigur des Generals Henzi, von Bern, und über seinen gloriosen Heldentod am 21. Mai 1849 als bis zum Äußersten kämpfender kaiserlicher Kommandant der schon verlorenen und aufgegebenen Festung Ofen lesen. «Dulce est pro patria mori». Man wäre versucht, das zu übersetzen: «Kein Kunststück, für das Vaterland zu sterben», wenn man bedenkt, was das Fallen für fremde Vaterländer für die Schweizer Kapitulationshelden aller Jahrhunderte an bitterer, opfervoller Selbstverleugnung bedeutet haben mag. Und Henzi war überdies noch ein Einzelner im heimatfremden Kriegsdienst, und er fiel, ohne daß Schweizer Schicksalskameraden mit ihm den ranz des vaches der Tuilerien gesungen hätten. Kein patriotischer Heldentod ist der Henzis gewesen, sondern ein soldatisch nüchterner Opfertod aus purer Loyalitätspflicht zu einer freiwillig gewählten, fremden causa.

Kaiser Franz Joseph hat Henzi eine größere Auszeichnung zuteil werden lassen als irgend einem seiner sonstigen Paladine von 1848—1849, indem er an der Stelle in der Ofener Burg, wo der tapfere Schweizer Held fiel, ein Denkmal errichten ließ. Ungarischer Chauvinismus hat dieses Denkmal um 1900 so bedroht, daß Franz Joseph es im Hof einer Militär-Erziehungsanstalt bergen ließ. Umsonst: 1918 wurde es von Fanatikern gesprengt. Henzis Name und Bild finden sich aber hochverdienterweise auf den letzten Ehrenblättern von de Vallières Heldenwerk «Honneur et Fidélité».

Die Vorführung all dieser Einzelheiten aus dem großen Werk will dessen Lektüre nicht ersetzen, sondern anregen. Wir wollen sie mit der Wiedergabe einer von Kiszling zitierten Stelle aus dem Tagebuch eines Ordonnanzoffiziers des Feldmarschalls Radetzky beschließen, die in der Schweiz guten Widerhall finden wird: Gefangene Soldaten, darunter Schweizer (Tessiner) Freischärler, defilieren vor dem Hauptquartier: «Als die Schweizer Truppen an uns vorbeizogen, konnten wir nicht umhin, unsere Anerkennung ihrer Tapferkeit auszudrücken. Der Ruf ‚Ihr seid brave Soldaten' entrang sich jeder Brust. Beim Anblick der verwundeten Offiziere, die sich von ihrer Truppe nicht trennen wollten, eilten wir auf sie zu, drückten ihnen herzlich die Hände und boten ihnen aufrichtigst unsere Freundschaftsdienste an» [2]).

*

Die Stimmen aus Alt-Österreich verklingen. Es ist, mit seinen grandiosen Jahren 1848—1849, versunken und begraben. Eine Stimme aus Neu-Österreich läßt sich vernehmen und sucht für dieses — das 1945 anhebt — Sinn und Staatsgedanken [3]). Alles ist überholt: Wall gegen Osten, Brücke nach Osten, Drehscheibe, Hausmacht, katholische Hochburg, Kulturzentrum eines gemischten Millionenreiches. Nur eines bleibt, nach *Till,* die raison d'être der zweiten österreichischen Republik, jetzt und für alle Zukunft: Pax austriaca. Der Geist des Donaulandes, der in Menschen wie Alfred H. Fried, Bertha von Suttner, Coudenhove-Kalergi seinen Ausdruck fand, ist eminent friedenswillig. «Träger des Friedensgedankens zu sein unter den verschiedenen Völkern Mitteleuropas, die gestern noch unsere Brüder, heute unsere Nachbarn sind, Völkerverständigung, mithelfen und mitbauen am großen Friedenswerke, das ist heute Österreichs Aufgabe». Es ist die letzte, aber auch die schönste, die dem heutigen Österreich vom gestrigen hinterlassen ist. Till krönt damit seine lehrreiche und gut gesehene Geschichte des österreichischen Staatsgedankens durch die Jahrhunderte. *Hugo von Haan*

---

[2]) Zum Verzeichnis der benützten Quellen im 2. Band möchte ich richtigstellen, daß der anonyme Verfasser der 1850 erschienenen Broschüre über «Die niederösterreichischen Landstände und die Genesis der Revolution in Österreich im Jahre 1848» nicht Graf Montecucoli, der Landmarschall, war, sondern mein Großvater, Gotthard Freiherr von Buschman.

[3]) Universitätsdozent Dr. Rudolf Till: Pax Austriaca. Sinn und Geschichte des österreichischen Staatsgedankens. Babenberg-Verlag, Wien 1948.

Bücher von Lin Tsiu-sen

Wer ist ihm während des Krieges in der Schweiz nicht begegnet, dem eleganten, hageren Chinesen mit dem schmalen Gesicht, aus dessen scharfgeschnittenen Zügen einem ein Paar lebhafte, kluge und freundliche Augen zulächelten? Das war *Lin Tsiu-sen.* Überall traf man ihn, in kleinen und großen Gesellschaften, auf der Straße und im Ski-Hotel, an diplomatischen Empfängen, an offiziellen Feiern und kulturellen Veranstaltungen, und er hielt selber zahlreiche Vorträge, an den verschiedensten Orten.

Der gewandte und liebenswürdige, feinfühlige und vielseitig gebildete Conférencier und Gesellschafter wurde wohl noch bekannter durch seine Bücher und Schriften, namentlich die *Schriften des chinesischen Kultur-Dienstes,* die er herausgab und großenteils selbst schrieb [1]). So nahe uns Lin Tsiu-sen persönlich in der Erinnerung bleibt, so fern sind uns aber, mit Ausnahme solcher zeitloser, reizvoller Bändchen wie *Familienleben in China,* manche seiner Schriften allmählich geworden [2]). Denn er schrieb sie im Fieber des achtjährigen chinesisch-japanischen Kriegs, zu dem das Fieber des zweiten Weltkriegs hinzukam, und mit dem, an sich vollauf begreiflichen Zweck, für China und seine Sache und gegen Japan zu werben.

Diesem Zweck sollte, wie es auch in dessen Einführung und Vorwort gesagt wird, im besondern sein zweibändiges Buch *China und Japan im Spiegel der Geschichte* dienen [3]). Das war aber ohne Zweifel ein Fehlgriff, worauf schon der Umstand hinweist, daß viele mit dem Gegenstand kaum vertraute Leser das Buch sehr bald als «bloße Propaganda» zur Seite legten. Und solche «Propaganda» für China war gar nicht nötig, wo doch bei uns und im nicht achsenhörigen Abendland sowieso mindestens neun Menschen von zehn über die imperialistische Kriegspolitik Japans empört waren und mit China sympathisierten. Heute, wo sich die ostasiatische Vorkriegs- und Kriegssituation von Grund auf verändert hat und wo sich ja leider nur noch die Frage zu stellen scheint, ob Amerika oder Rußland der Stärkere bleibe in Ostasien, ist die Problemstellung von Lins Buch: ob Japan zur Vorherrschaft in Asien berufen sei, gänzlich überholt. Und bei der zeitbedingten Subjektivität, Einseitigkeit und Verzerrtheit seiner Darstellung ist das Buch leider auch als Geschichtsbuch kaum zu brauchen.

Um so erfreulicher ist Lins Broschüre *Organismus und Organisation* [4]). Sie ist aus einem Vortrag hervorgegangen, den Lin auf Einladung des P.E.N.-Clubs Zürich und Basel gehalten hat, und auch noch im Kriegsjahr 1944 erschienen. Diese Schrift — und wohl auch der Vortrag — war, wie ihr Untertitel besagt, als «Ein chinesischer Beitrag zur Ordnung der Welt» gedacht. Auch sie ist propagandistisch gefärbt, auch an ihr wäre geschichtlich und sonst wissenschaftlich manches zu berichtigen oder zu beanstanden. Wenn sie aber vor allem daran leidet, daß ihr Verfasser Ideal und Wirklichkeit nicht klar scheidet und die, namentlich geschichtliche Wirklichkeit Chinas gern, auch wo sie es nicht war, als Erfüllung des chinesischen Ideals darstellt, so ist doch das besonders Wertvolle daran, daß sie uns Abendländer einige allgemeingültige Werte dieses chinesischen *Ideals* des menschlichen, vornehmlich gesellschaftlichen und staatlichen Lebens kennen lehrt und eben als «chinesischen Beitrag zur Ordnung der Welt» anbietet. Den wichtigsten, grundlegenden Gedanken tönt Lin in der genialen Antithese seines Titels an: daß nur ein Staat, der ein lebendiger Organismus ist, sich weiter entwickeln und dauern kann, während ein Staat, der zur Hauptsache in einer aus dem Intellekt geschaffenen, künstlichen Organisation besteht, darauf angewiesen ist, von Zeit zu Zeit unter Lebensgefahr seine Organisation durch eine neue zu ersetzen. Es sind organische Kräfte und Bande, die dem chinesischen Volk seine Zähigkeit, der chinesischen Geschichte ihre lange Kontinuität verliehen haben und die China die zahllosen Kriege und schweren Krisen — eine der schwersten macht es heute durch — immer wieder haben überstehen lassen. Beispiele «organischer» Staaten sieht Lin auch in Europa, nämlich in England und der Schweiz, und es ist für uns ungewöhnlich aufschlußreich, zu erfahren,

---

[1]) Erschienen im Rentsch-Verlag, Erlenbach-Zürich.
[2]) Vgl. die Besprechung im Oktoberheft 1944, S. 469/470.
[3]) Mit einem Vorwort von Ngai Shih-teh, 1944/46.
[4]) Mit einem Vorwort von Karl Meyer, 1944.

wie ein kluger Beobachter, der von so weit draußen kommt, unsere Verhältnisse kennzeichnet und beurteilt.

Was der Erbe alter chinesischer Weisheit z. B. über das englische und das schweizerische Militärwesen sagt, hat sicher Anspruch darauf, als allgemeineres Ideal anerkannt zu werden: «Die Gefahr muß an die Landesgrenzen herangetreten sein, ehe die Kampfkraft sich entwickelt. Diese Stellung der Organismus-Staaten zum Militärwesen kann nicht anders sein; denn kein Militärwesen kann mehr sein als ein Mittel zur Erreichung oder Erhaltung eines ethischen Zieles; dieses wiederum kann nur Abwehr und Schutz des Staates, niemals aber Angriff und Eroberung sein» (S. 44). Andrerseits weist Lin Tsiu-sen mit klarem Blick auf die «natürliche Ordnung» hin, der die Chinesen bis heute verhältnismäßig stark verbunden geblieben sind und unter deren Herrschaft China — wir müßten wohl sagen: instinktiv — «nach einer steten Ausgeglichenheit des kulturellen und zivilisatorischen Standes in der Entfaltung des Volkes» getrachtet hat (S. 39). Das müßte uns nachdenklich stimmen. Und vielleicht noch nachdenklicher, was Karl Meyer in seinem Vorwort darüber sagt: «Die im gegenseitigen Konkurrenzkampf geschaffenen technischen und organisatorischen Kampfesmittel steigern die Möglichkeiten und damit die Versuchungen, sie zu Machtzwecken zu mißbrauchen. Der abendländische Mensch ist nicht schlechter, sondern seine Versuchungen sind größer geworden. Seine sittliche Entwicklung vermochte nicht Schritt zu halten mit dem rapiden Tempo des technischen Fortschrittes». *Eduard H. v. Tscharner*

Zum goldenen Fisch

Seit Jahren betreut der in Mailand, insbesondere im Verlagshaus *Hoepli,* heimisch gewordene Innerschweizer *Giovanni Scheiwiller,* Freund, Förderer der jungen italienischen Dichter und Künstler, außer der Sammlung *Arte moderna italiana,* die Reihe der farbensatt gewandeten Büchlein im Westentaschenformat *All'Insegna del Pesce d'Oro,* welche zumeist neuester Lyrik die Wege bahnen. Unlängst erschienen ihrer fünf [1]).

Menichinis starke Lieder schildern qualvolles Erleben aus den letzten Kriegsjahren, feiern eindrücklich die Erinnerung an geliebte Tote. — Trotz einfacher Diktion wirkt *Coltorti,* hermetischer Sitte gefügig, da und dort sprunghaft unklar. (Womit nichts gegen eine aus Scheu, aus wortkarger Wesentlichkeit natürlich sich ergebende verschlossene Haltung gemeint ist.) Immerhin, haften bleiben einem etliche seiner Verse, so die ersten, gefaßt wehen: «Deinem Herzen — ohne schwarze Rosse zog es von dannen — sangest, im welken Garten, du, leise, das Trauerlied . . .». — Als Übersetzer bemühte sich *Budigna* um zehn Carossagedichte. Von wenigen Mißverständnissen abgesehen, gelang es ihm, deren komplexe Gedanken- und Gefühlswelt in geschmeidigem Italienisch wiederzugeben, allerdings zumeist auf den Reim verzichtend, oftmals auch auf rhythmische Ähnlichkeit, sowie auf die adäquate Wiedergabe gewisser einzigartiger Carossascher Urprägungen. — Mit beachtlicher Einfühlungsgabe, vielfach rhythmisch getreu, übertrug *Dal Fabbro* die in französischer Sprache hingehauchten Rilkeschen Rosenvariationen; sein fein filtriertes Italienisch vermag zwar nicht durchweg jenen «timbro aereo, distaccato» zu treffen, den er, in der Schlußbemerkung, Rilkes französischer Verskunst nachrühmt.

Von den fünf Bändchen fesselt wohl am intensivsten die Lese, welche *Scheiwiller* selbst dem Gedächtnis seiner verstorbenen Mutter widmen wollte: siebzehn Gedichte zeitgenössischer Autoren, worunter Saba, Ungaretti, Montale, Cardarelli, alle der Mutter zugedacht, jedes einzelne jedoch ein ganz eigener Aufblick, ein ganz eigener Ton. Zu Anfang, ein Prosagebet Umberto Boccionis. Bedeutsamerweise erfleht er gerade von der Mutter die Kraft, sein Lebensideal zu verwirklichen: «Trotz steter liebender Hingabe an das meinem Wesen und Wunsch zutiefst Gemäße, möge ich

---

[1]) Dino Menichini: Ho perduto i compagni, 1943—45 — Mario Coltorti: Gli occhi degli angeli — Luciano Budigna: Dieci poesie di Hans Carossa — Beniamino Dal Fabbro: Le Rose di Rainer Maria Rilke — Giovanni Scheiwiller: Madre. — Der musische Kreis seiner Getreuen widmete einst Scheiwiller eine reichhaltige Anthologie — Gedichte, Prosastücke, Zeichnungen — mit einleitenden Worten ergriffenen Dankes: Scritti e disegni dedicati a Scheiwiller. Mailand 1937.

niemals verlieren das Verständnis für das Weltweite, das Allgemeingültige: ‚la comprensione universale'».

Dieses Verstehen beseelt ja auch den selbstlosen Idealisten Scheiwiller und treibt ihn an zu jenem verstehenden Handeln, Helfen, dessen Ausstrahlung wir hierzulande dankbar verspüren. *Elsa Nerina Baragiola*

Ein Standardwerk über die Währungsfragen

Jedem Nationalökonomen dürfte der Name *Charles Rist* zu einem Begriff geworden sein, denn dieser berühmte französische Volkswirtschaftler bringt es stets fertig, die verwickeltsten wirtschaftlichen Vorgänge und die kompliziertesten ökonomischen Theorien einfach darzulegen. So geschah es auch in der 1938 in Paris erschienenen *Histoire des doctrines relatives au crédit et à la monnaie.* Dieses Buch, das uns in lebendiger Art und Weise in die wechselreiche *Geschichte der Währungen* einführt und uns die notwendigen Voraussetzungen vermittelt, um die Geld- und Kreditordnungen zu verstehen, ist in einer ausgezeichneten Übersetzung erschienen [1]).

Wer sich in irgend einer Weise mit Geld-, Kredit- oder Währungsfragen befassen muß, der wird in diesem Werk alles wissenswerte finden. Die Beiträge der verschiedensten Nationen werden vorurteilslos und einsichtig gewürdigt und doch bleibt der Verfasser nie in der theoretischen Gelehrsamkeit stecken. Die praktische Anwendung der Theorie ist es, die hier vermittelt, man möchte fast sagen, durchexerziert wird. Es wäre ein nutzloses Unterfangen, eine vollständige Inhaltsübersicht zu bieten, denn hiefür ist das Werk zu umfassend dotiert. Wir beschränken uns deshalb auf eine summarische Darstellung des Inhalts des Buches.

Im ersten Kapitel werden der Unterschied und die Funktionen von Kredit und Geld an Hand geschichtlicher, praktischer Beispiele aufgezeigt und erklärt. Mit aller Eindrücklichkeit wird uns dabei dargelegt, welche Folgen Verirrungen in der Theorie haben können, wurden sie nun vom Stammvater aller Währungsschwindeleien und Währungsillusionen John Law oder vom großen Klassiker Adam Smith vertreten. Dann werden wir in die Geheimnisse des Metallgeldes eingeweiht und erfahren dessen Einfluß auf Preisstand und Zinsfuß.

Die Darlegungen der Fragen, die mit der Umlaufsgeschwindigkeit und der Menge des Geldes zusammenhängen und gerade heute von besonderer Aktualität sind, fesseln dabei die Leser besonders. So gleitet man ohne Beschwerden in die Quantitätstheorie von Ricardo hinein, die bis heute die Gemüter der Nationalökonomen und Politiker nicht zu beruhigen vermochte. Und schon stecken wir mitten im inflationistischen Mißbrauch der Notenpresse und lernen schließlich erkennen, daß mit einer bloßen Manipulation des Notenumlaufes keine Krise zu heilen ist. Wiederum sind es nicht primär die mit Geist vorgetragenen Theorien, die uns von der Richtigkeit der Rist'schen Richtlinie überzeugen, sondern die nicht wegzudiskutierende wirtschaftliche Wirklichkeit.

Im sechsten Kapitel haben wir zum ersten Mal Gelegenheit, mit dem uns fast unmerklich vermittelten Wissen unsern Lehrmeister selbst in die Zange zu nehmen. Ist es wirklich so, daß ein verstärkter Zufluß von Edelmetallen die Konjunktur belebt und eine Verknappung dieser Metalle der Depression ruft? Wer Rist folgte, wird diese, seine eigene Behauptung widerlegen und damit einer ganzen, noch heute existierenden Schule entgegentreten.

In den drei letzten Kapiteln des Buches werden wir mit der modernen Währungspolitik und ihrer praktischen Anwendung vertraut gemacht. Wie wirkt das Gold und der Diskontsatz auf die Preise? Warum treiben die Notenbanken die sogenannte Offenmarktpolitik? Kann man den Preisstand stabilisieren? Was für Funktionen haben die zentralen Emissionsbanken? Über diese und noch viele andere Fragen erhalten wir erschöpfende Auskunft.

Es wäre zu hoffen, daß möglichst viele Wirtschaftsführer, die am Aufbau der zerstörten Wirtschaftsgebiete und Nationen mitarbeiten, dieses Standardwerk der Ökonomie zum Richter ihrer Ideen machen. *Heinz Schmutz*

---

[1]) Charles Rist: Geschichte der Geld- und Kredittheorien von John Law bis heute. Aus dem Französischen übersetzt von Gustav Büscher. Francke, Bern 1947.